

versorgung von Personen oder zu deren Erhaltung bei eintretender Armut verpflichtete.

Was die äußeren Beziehungen des Klosters anbetrifft, so interessiert vor allem die Frage nach der Vogtei. Verf. glaubt, daß Hauterive nach üblicher Cisterciensergepflogenheit zunächst keinen Vogt besaß. Später erst finden wir die mit der Stifterfamilie verwandten Grafen von Neuchâtel als Vögte. 1299 übertrug König Albrecht I. die Vogtei an die Freiherrn von Aarberg; schließlich sehen wir die Grafen von Savoyen als Inhaber der Vogtei, von denen diese nach langen Kämpfen 1455 endgültig in den Besitz der Stadt Freiburg überging. Leider hat es Verf. unterlassen, die Werke von Hirsch und Zeiß heranzuziehen, zu deren Kontroverse über die kaiserliche Cistercienservogtei das Material von Hauterive einen instruktiven Beitrag geliefert hätte. Überhaupt wäre in diesem Falle auch eine eingehendere Interpretation der Urkunden erwünscht gewesen. Auch die Frage nach der Bedeutung der Vogtei auf frisch gerodetem Gebiet und deren prinzipieller Einwirkung auf die sich bildende Landeshoheit ist bei Hauterive noch nicht gelöst. Neben dieser Lücke, die bei dem, was das Werk sonst bietet, nicht tragisch genommen werden darf, möchten wir hier auf zwei weitere Fragen zur Geschichte von Hauterive aufmerksam machen, die trotz der vorliegenden Arbeit noch der Lösung harren.

1. Eine genaue Untersuchung des in der preußischen Staatsbibliothek in Berlin liegenden Traditionsbuches der Abtei würde sich sehr lohnen. Einmal wissen wir nicht genau, wie es mit den in der Bibel von Hauterive überlieferten Traditionen zusammenhängt und wie es sich zur Abschrift des 15. Jahrhunderts verhält, deren Reihenfolge eine andere ist; dann wäre der Frage nachzugehen, woher die Einflüsse kamen, die zur Anlage eines derartigen Traditionsbuches führten, das ja für diese Gegend eine ziemliche Seltenheit ist.

2. Für die Beziehungen des Klosters zum Generalkapitel der Cistercienser dürfte die Neuausgabe der Statuten des Generalkapitels von Canivez, die Verf. wohl noch nicht benützen konnte, wahrscheinlich noch einiges Material liefern.

Diese Aussetzungen sollen keinen Tadel für P.s Arbeit bedeuten, sondern mögen lediglich dazu dienen, trotz des ausgezeichneten Buches das Interesse an der Geschichte von Hauterive nicht erlahmen zu lassen.

Freiburg i. Br.

Marcel Beck.

Schmid, B., Das Cistercienserkloster Frienisberg (Aurora) und seine Grundherrschaft (1138—1528). (I. Teil: Bis Ende des 13. Jahrhunderts.) Berner Dissertation, Bern 1933. XVI, 191 S.

Das zur Besprechung vorliegende Buch bildet den 1. Teil einer bis zur Aufhebung des Klosters (1528) geplanten Geschichte von Frienisberg. Der Bedeutung dieser Cisterce entsprechend, die auf ein kleines Gebiet beschränkt war, bemühte sich der Verf. in erster Linie um die Geschichte der klösterlichen Grundherrschaft, wobei die politische Geschichte weniger berücksichtigt wurde. Das einzige wichtige in diese Epoche fallende politische Ereignis, der Streit um das Gut der Mechtild von Seedorf (1284—1286) mit den Berner Dominikanern, wurde nur knapp skizziert (S. 113—131), da es anderweitig schon ausführlich dargestellt worden ist. Die demnach vor allem wirtschaftsgeschichtlich interessante Arbeit wurde aber auch in verfassungs- und rechtsgeschichtlicher Hinsicht, so weit es möglich war, ausgebaut. Da dem Verf. für den beschriebenen Zeitraum nur sehr spärliche Urkunden zur Verfügung standen, versuchte er mit Hilfe der einschlägigen Literatur — namentlich in Betracht kamen die Werke von H. Hirsch, die außerordentlich gründlich verarbeitet wurden — und durch Analogieschlüsse aus der Geschichte anderer Schweizer Cistercen wie St. Urban, Hauterive und Kappel das mittelalterliche Bild von Frienisberg abzurunden. Bei der Gleichartig-

keit der Entwicklung in den Klöstern des Cistercienserordens ist eine solche Methode durchaus zulässig.

Die Gründung von Frienisberg fällt in die Jahre 1131—1138. Stifter war Graf Udelhard von Saugern, der damit ein weitab von seinen Stammgütern liegendes Besitztum, das wahrscheinlich von seiner Mutter in die Ehe gebracht worden war, einem frommen Zwecke vermachte. Mit der neuen Gründung ging es aber nicht recht voran und als Herzog Berchtold IV. von Zähringen den ersten bekannten Abt von Frienisberg Hesso mit dem Aufbau des Klosters Tennenbach bei Freiburg beauftragte, trat ein Stillstand ein, der sich unter anderem darin ausdrückte, daß während ca. 30 Jahren keine Urkunden für Frienisberg ausgestellt wurden, obwohl namentlich die Zähringer die übrigen burgundischen Cistercen stark begünstigten. Die erste auf diesen Zeitraum folgende Urkunde (um 1180) gleicht denn auch völlig einer Neustiftung der Abtei, die damals unter der Aufsicht eines fremden Abtes stand.

Die wirtschaftliche Entwicklung zeigt das bei den Cisterciensern übliche Bild. Das Stiftungsgut lag in einem Waldgebiet, das durch ständiges Roden ausgebaut wurde. Bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts bewirtschafteten die Mönche ihre Grangien selber nach der strengen Vorschrift des Ordens. Von diesem Zeitpunkt an aber ändert sich die Lage. Das Kloster fängt an seine Güter gegen Zins zu verpachten. Aus einer passiven Wirtschaftspolitik wird zudem eine aktive, d. h. wenn das Kloster früher sein Gebiet einzig durch Schenkungen vergrößern konnte, so ging es jetzt dazu über, Ländereien, Gefälle und sogar Gerichte käuflich zu erwerben. Von 20 bekannten Güterzuwendungen bis 1280 stehen 11 Vergabungen 4 Tausche und nur ein einziger Kauf gegenüber, während von 41 weiteren Erwerbungen bis 1300 22 Käufe, 9 Schenkungen und 5 Tausche nachweisbar sind. Verf. erklärt diesen Vorgang dadurch, daß die durch rationelle Bewirtschaftung des Stiftungsgutes zu Wohlstand gelangten Mönche die Besitzungen des inzwischen verarmten Adels aufkaufen konnten. Gefördert wurde diese Politik noch besonders durch die damaligen Äbte Ulrich v. Frohburg und Rudolf v. Hauenstein, weil diese, selber aus Adelskreisen stammend, die Verhältnisse ihrer Verwandten genau kannten und zugunsten der Abtei ausnutzen konnten. Die Ergebnisse seiner wirtschaftsgeschichtlichen Untersuchungen hat Sch. S. 101—108 übersichtlich auf Tabellen dargestellt. Ganz besonders bemerkenswert ist der Versuch, über die bloße Statistik hinaus auch die gesamten Geldaufwendungen des Klosters für Gebietsankauf sowie die damaligen Bodenpreise nach heutigem Geld auszurechnen — unter allen Vorbehalten natürlich. Er kam zum Resultat, daß die Mönche innerhalb von 100 Jahren ungefähr 431 200 Schweizer Franken nach heutiger Währung für Landkäufe ausgegeben haben und daß die Bodenpreise, die Geldentwertung natürlich mit eingerechnet, sich ungefähr gleich geblieben sind (S. 109—112). Sehr interessant sind ferner die Ausführungen über den Klosterhof Werd (S. 71 bis 73), einem vom Stiftungsgut ausnahmsweise abseits liegenden Komplex, der vor allem der Viehzucht diente und von den Mönchen wohl erst ausgebaut wurde, als die neugegründete, nahe bei Werd gelegene Stadt Aarberg den Absatz ihrer Produkte garantierte.

Über die sonstigen Ergebnisse des Buches können wir uns kürzer fassen. Frienisberg hatte namentlich zu St. Urban sehr enge Beziehungen, aus dessen Mönchen gelegentlich ein Abt von Frienisberg hervorging. Wie viele Cistercen war auch Frienisberg vogtfrei. Hier bekämpfte Verf. ausdrücklich die alte Auffassung von der Kastvogtei der Grafen von Tierstein. Für die hochgerichtlichen Fälle innerhalb der Familie war das Landgericht zuständig. Die Abtei hatte es vermocht, bis 1300 ihre Reichsfreiheit zu bewahren.

Wir müssen gestehen, daß man nur selten auf methodisch so saubere und inhaltlich so hübsch abgerundete Klostermonographien, wie die vorliegende stößt. Demgegenüber muß die Kritik an einigen äußeren Schönheitsfehlern,

wie die ziemlich reichlichen Druckfehler und das auf dem Stand von 1927 — dem Jahre der Promotion — stehen geliebene Literaturverzeichnis, zurücktreten.

Freiburg i. Br.

Marcel Beck.

Tarani, D. F., La Badia di S. Fedele di Poppi. Scuola tipogr. dell'Inst. Gualandi. Firenze, s. a., 8^o, 64 p.

Das von den ursprünglich sächsischen Grafen Guidi mit Benediktinern Ende des 10. Jahrhunderts besetzte Kloster Strumi am Arno, wird im 11. Jahrhundert den Vallumbrosanern übergeben und Ende des 12. Jahrhunderts nach Poppi verlegt. Es wird mit zahlreichen Patronaten begabt, im 14. Jahrhundert zur Kommende der Apostolischen Kammer, bringt viele wissenschaftlich bedeutende Männer hervor, bis es 1810 von den Franzosen aufgehoben wird. Wenn auch typisch, ist diese Geschichte doch nicht uninteressant.

München.

H. L.

Hau, Johannes, Sanct Maximinus. Saarbrücker Verlag, Saarbrücken 1935. 56 S. u. 17 Abb. 8^o.

Der Trierer Bischof und Patron der berühmten Trierer Benediktiner-Abtei St. Maximin erhält eine kleine Lebensskizze. Seine Vita wird in die Zeitgeschichte hineingestellt und durch Bilder erläutert. Die Schilderung seines Lebens hält sich an die bekannte Vita des Abtes Lupus von Ferrières, der überdies eine ältere Maximin-Vita benützt hat. Die Reliquienübertragung, sein Kult in Trier und außerhalb, die Wallfahrt im elsässischen Gemark werden geschildert. Auch bei einer mehr volkstümlichen Darstellung bedarf es eines guten Quellenstudiums. S. 22: Es wird heute so ziemlich allgemein angenommen, daß die Akten der angeblichen Kölner Synode von 346 gefälscht sind und das Konzil wohl nie stattgefunden hat, da es erst im 8. Jahrhundert auftaucht und die Akten nicht vor dem 9. Jahrhundert erwähnt werden. — S. 25: Die *Vita Maximini* berichtet, daß der Heilige mit dem hl. Bischof Martin nach Rom reiste. Der Verfasser der Vita meinte hier den berühmten hl. Bischof Martin von Tours, wobei ihm freilich ein Anachronismus unterlaufen ist. Martin von Tours wurde erst 371 Bischof. Daß es nicht Bischof Martin von Mainz sein kann, wie Hau meint, ergibt sich aus dem Bericht der Vita, wonach der Begleiter des hl. Maximin auf der Rückreise an Trier vorbeigekommen sein soll, was kaum von dem Mainzer Bischof gesagt werden kann. — S. 26: Daß S. Maximin auf Bitten des Magnentius eine Gesandtschaftsreise nach Konstantinopel zu Constantius (nicht Konstantinus, wie Hau hat) übernahm, ist nicht sehr wahrscheinlich, da S. Maximin schon mindestens 3 Jahre vorher tot war. Sein Todestag ist nicht, wie Hau sagt, der 12. September, sondern der 29. Mai. Diesen Tag geben das *Martyrologium Hieronymianum*, der Kalender Willibrords, die meisten Trierer Kalendare aus dem 9. bis 15. Jahrhundert an. Der 12. September wird der Translationstag sein, wie ihn auch das Breviarium des Erzbischofs Balduin (1307—57) vermerkt. — S. 34: Seit 1934 besitzt auch die Wallfahrtskirche S. Maximin bei Gemar eine S. Maximin-Reliquie. — S. 49f.: Im 13. Jahrhundert war bei Gemar keine „prächtige, gotische Maximinskirche“, sondern eine Kapelle, die ihren Ursprung Ulrich II. von Rappolstein verdankte. Später wurde an den Chor ein Langhaus angebaut, und erst 1783 erfolgte ein Neubau des Schiffes. Wallfahrtstag ist nicht nur der Pfingstdienstag, sondern auch der Sonntag nach der Bittwoche. Das Hauptfest der Wallfahrt ist der 29. Mai, der seit alters mit einem Jahrmarkt verbunden war. — Im Literaturverzeichnis muß der Verfasser der „Quellenstudie zur Wallfahrt St. Maximin“ Gava (nicht: Cava) heißen. Auch wäre die Arbeit von J. Levy, Die Wallfahrten der Heiligen im Elsaß, Schlettstadt 1926, nachzutragen, ebenso nun auch die neuestens erschienene Studie von E. Winheller, Die Lebensbeschreibungen der vorkarolingischen Bischöfe von Trier, Bonn 1925. — Übersehen wurde, daß im Provinzialmuseum zu Trier ein Glasgemälde des hl.